

# Für unsere Kinder

Nr. 12 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Erstes Grün. Von Martin Greif. (Gedicht.) — Die neue Ansiedlung. Von Roland. — Spielmannslied. Von Gottfried Keller. (Gedicht.) — Der Tannenbaum. Von Arnulf. — Walfischjagd. Von J. E. Sörensen. (Schluß.) — Ha-tsch! Ha-tsch! Von A. E. Bonser. — Die Meise. Von Heinrich Seidel. (Gedicht.)

## Erstes Grün.

Kaum entkeimt das erste Grün  
Den vom Pflug gebrochnen Schollen,  
Und kein Blatt verrät noch kühn,  
Wo die Veilchen sprechen wollen.

Nichts erfüllt das Aug' mit Lust,  
Winter herrscht noch streng auf Erden,  
Und doch fühl' ich's in der Brust,  
Daß es bald wird Frühling werden.

Martin Greif.

○ ○ ○

## Die neue Ansiedlung.

Von Roland.

I.

„Heiho! Wir kommen schon durch!“ rief der jüngere der beiden Männer, die sich zwischen den Stämmen und dem Gestrüpp des Waldes ihren Weg bahnten. Hoch schwang er in seiner Faust die steinerne Axt; dann sauste sie nieder. Krachend zerbrachen die Zweige, und beide Männer traten aus dem Dunkel des Waldes heraus. Es waren hochragende Gestalten mit sehnigen Armen und breiter Brust. Dem Jüngeren fiel das blonde Haar in mächtigen Strähnen auf den Nacken herab; dem Älteren spielten Haar und Bart schon ins Graue; sein Körper aber war noch straff und aufrecht. Im Gurt steckten beiden ihre Waffen, aus Stein gefertigte Axt und Messer; in der Hand trugen sie den Spieß mit steinerne Spitze. Die Sonnenstrahlen glänzten auf der nackten Brust der beiden. Ihre Augen strahlten. Vor sich sahen sie weites, welliges Weideland; ein rauschender Bach schlängelte sich durch das Gelände. Hohe knorrige Eichen ragten am Rande des Waldes empor; dazwischen standen helle, zierliche Birken. Manchen der Niesen hatte der Sturmwind entwurzelt; zersplittert und zerborsten, von Moos und Flechten überwuchert, lag der ungesügte Stamm zwischen

seinen Kameraden. Schwarz und finster war der Wald hinter den beiden Männern; im Sonnenschein lag das weite Land vor ihnen. Bis zu ihren Knien ragte das Gras hoch. Schweigend schritten sie bis zum Bache und ließen ihre Blicke nach allen Seiten schweifen, bis zum Walde in ihrem Rücken und den blauen Hügeln in der Ferne vor ihnen. Ein leichter Wind wehte, und ihr langes Haupthaar flatterte um ihre Schultern.

Endlich begann der Ältere:

„Wie meinst du, Answald, wäre dies der Ort, wo wir unsere Hütten bauen können?“ Hell und jubelnd klang des Jüngeren Stimme:

„Ich meine, keinen besseren Ort auf unserer Kundschaft gesehen zu haben. Sieh, wie üppig das Gras steht; fruchtbar scheint mir der Boden zu sein. Unser Vieh wird Futter in Hülle und Fülle finden. Unser Korn wird reich tragen. Und sieh den Wald! Dicht und unwegsam freilich ist er; aber unseren Axten wird er nicht widerstehen. Und reich ist er an Wild; wir haben's gesehen. Wenn's nach mir ginge — so laß uns unsere Genossen herbeiholen und ihnen diesen Ort zeigen. Sie werden sagen: Hier wollen wir wohnen; hier soll unsere neue Heimat sein!“

Und jauchzend klang sein Heiho! über die Fläche.

„Es sei!“ sprach der Alte bedächtig, „hier soll unser Dorf erbaut werden; eine neue Heimat soll dieser Boden uns werden.“

Gemeinsam streiften sie dann über das Land, bis die letzten Strahlen der Sonne über die Gipfel der Bäume herüberblickten. Die Dämmerung kam und bald die schwarze Nacht. Die beiden Männer suchten sich ein Lager zwischen den Ästen eines Baumes und schloßen fest und traumlos.

Als der Morgen kam, traten sie den Heimweg zu ihren Volksgenossen an. Der führte durch weite Waldgebiete. Überall hatten sie ihre Zeichen zurückgelassen, damit sie in der Wildnis sich nicht verirren. Hier hatten sie einen jungen Baum geknickt, dort tiefe Risse in die raue Rinde gehauen. Mit Axt und Messer bahnten sie sich den Weg. An manchen Stellen überzogen schwarze Moore und Sümpfe den Boden; da galt es vorsichtig tappen und tasten, daß man nicht in die schaurige Tiefe

hinabglitt. In dem Gewirr der Äste hausten Raben und Krähen, und hoch oben im Wipfel hatte der Adler seinen Horst. Aus dem Gebüsch klang das Flöten und Piepen der kleinen Waldfänger, die aber sofort verstummten, als sie Menschenstimmen und Menschenschritte vernahmen. Aus der Ferne tönte das dumpfe Gebrüll des Bären; vorsichtig vermieden die beiden Männer seine Fahrten. Nicht selten kreuzte ein Wolf ihren Weg. Er lästete heiser, die Augen glühten unheimlich; lang hing ihm die Zunge aus dem Maule. Ein Speerwurf aber scheuchte den unheimlichen Gesellen in das Dickicht.

So wanderten die beiden Rundschafter heim; sie nährten sich unterwegs von den Früchten, die im Gebüsch hingen, und von Wurzeln und Nüssen und tranken das klare Wasser, das aus den Quellen hervorprudelte. Sie kamen ihrem Volke immer näher. Das harnte bereits sehnsüchtig der Rückkehr der beiden. Unleidlich war ihm die Heimat geworden. Abgegrast waren die Wiesen und Weiden; auf dem ausgebeuteten Boden wollte das Korn nicht mehr recht gedeihen; in ihre tiefsten Schlupfwinkel verschucht waren die Tiere des Waldes. Da galt es einen Ort für eine neue Ansiedlung zu suchen. Alles war schon bereit zur Fahrt. Da ertönte plötzlich der Ruf: „Sie kommen!“ Ein Knabe kam atemlos vom Walde hergestürzt und winkte. Da liesen sie von allen Seiten herbei, Männer, Frauen, Kinder; selbst der Greis, auf seinen Enkel gestützt, humpelte heran.

Umringt von ihren Genossen standen Ralf und Answald und erzählten ihren lauschenden Zuhörern von den Mühsalen ihrer Wanderung und wie sie endlich Land gefunden hätten, vortrefflich geeignet für eine neue Siedlung. Da blizten die Augen freudig, und von allen Seiten scholl es: „Laßt uns ziehen! Auf! Auf!“

Nun fing ein Leben an. Die Tiere wurden auf den Weiden zusammengetrieben; dumpf brüllten die Ochsen, die Schafe blöckten. Die Hütten wurden abgebrochen, die Geräte zusammengepackt und den Tieren auf den breiten Rücken gelegt.

Und dann am folgenden Morgen, als noch der Tau auf den Gräsern lag, setzten sich die Massen in Bewegung. Am meisten jubelten und lärmten die Kinder; sie sprangen hoch empor vor Freude. Nun gab es was zu erleben, Neues zu sehen; ihnen fiel der Abschied von der alten Heimat am leichtesten. Dem

Zuge voran schritten die Jünglinge. Mit Äxten und Messern mußten sie ihrem Volke den Weg bahnen; sie mußten das Gestrüpp ausreißern und die riesigen Wurzeln zerhauen, die den Weg sperrten. Unter ihnen waren auch Ralf und Answald, um die Richtung anzugeben. Dann kamen die Tiere, hochbepackt mit Waffen und Geräten, tönernen Töpfen und Krügen, den Fellen: dem ganzen Reichthum des Volkes. Dumpf brüllten die Ochsen und Kühe; munter sprangen die Kälber dazwischen. Mitten unter den Tieren schritten Männer, Frauen und Kinder, alle voll froher Hoffnung auf das Ziel. Die Greise und Greisinnen saßen auf den Tieren; sie konnten den Weg nicht mehr zu Fuß machen. Den Schluß bildete eine Schar Männer, Spieße in der Hand, stark bewehrt, bereit, jeder Gefahr kühn zu begegnen. Rundschafter durchstreiften vor dem Zuge und zu beiden Seiten das Land.

So zog die Schar langsam ihren Weg, an Moor und Sumpf vorüber, durch düstere Waldgründe, auf einsamem Pfad am Flusse entlang. Erschrocken flatterten die Vögel aus ihren Nestern auf; Hirsch und Reh durchbrachen flüchtend das Dickicht, und nur die Wölfe folgten heulend in Rudeln, als witterten sie gute Beute. Immer wieder verschucht, kamen sie immer wieder. Von Zeit zu Zeit ward gerästet und gegessen. Dann ging's wieder weiter. Nach beschwerlicher Wanderung war endlich das Ziel erreicht. Lauter Jubel erscholl, als der Blick über das Land schweifte, wo die neuen Hütten aufgeschlagen werden sollten. Fürwahr, kein besserer Ort war zu finden gewesen! Hier war alles, was für eine neue Ansiedlung not war: Wald, Weide, Ackerland und Wasser. Und alle schrien jubelnd durcheinander; die Mütter hoben die Kleinen hoch, die Kinder sprangen, und selbst in den Augen der Alten leuchtete es freudig auf.

Und dann kamen Tage und Wochen voll Arbeit und Mühe.

## 2.

Alles, was Hände rühren konnte, hatte voll- auf zu tun. Kaum graute der Morgen, so begann es im Lager lebendig zu werden. Die Tiere erhoben sich vom Boden und gingen an zu grasen; prächtig schmeckte das frische Gras. Überall wuchsen Hütten aus der Erde hervor, aufgebaut aus den Balken und Pfählen der verlassenen Siedlung. Aber auch neues Bauholz war nötig. Die jungen Männer zogen mit ihren Äxten auf der Schulter in den Wald. Dort suchten sie junge Bäume aus, die um-

gehauen werden sollten. Dann schallte im Walde das Krachen der Äste, das Schreien der Männer, das Knirschen der Bäume, die sich nicht brechen lassen wollten und doch brechen mußten. Donnernd stürzten sie zu Boden. Hurtig waren die Holzfäller beiseite gesprungen. Mit schnellen Arzthieben trennten einige alle Zweige von dem Stamm, schlugen die leichte Spitze ab und schleppten den Stamm ins Lager. Hier waren andere dabei, mit scharfen Steinmessern den Boden aufzugraden. Das kostete vielen Schweiß; denn der Boden war hart und mit vielen Steinen durchsetzt. Darauf wurde einer der gefällten Stämme nach dem andern in die Erde hineingebohrt, einer dicht neben dem andern, daß sie im Geviert standen. Zwischen die einzelnen Stämme klebte man Lehm, damit der Sturmwind nicht durch die Ritzen pfeifen konnte. Der Boden wurde mit Steinstückchen bedeckt; in der einen Ecke des Raumes wurde der Herd aus Felsstückchen aufgetürmt. Oben wurde der Bau mit Ästen und Zweigen bedeckt, deren Lücken mit Lehm und Moosstückchen ausgefüllt wurden.

Eine Hütte nach der andern wurde fertig. Sie lagen in weitem Kreise beisammen. Keine Tür, kein Fenster hatten sie. Durch eine Öffnung in der Wand, die durch ein Fell verhängt war, trat man ins Innere, das nur durch das Herdfeuer schwach erhellt wurde. In der Mitte der Siedlung war ein freier Platz; hier versammelten sich alle zu feierlichem Räte.

Während die Männer an dem Aufbau der Hütten arbeiteten, gingen die Frauen daran, das Land urbar zu machen. Mit spitzen Stöcken und scharfen steinernen Messern jäteten sie das Gras aus und gruben den Boden um. Dann säten sie Getreidekörner aus, die aus dem verlassenen Dorfe mitgenommen waren. Am Rande des Waldes hatten die jungen Burschen in mühevoller Arbeit eine Reihe der schweren Eichbäume umgehauen und die Stämme über den Bach gelegt. Da hatte man Stege, um aufs andere Ufer zu kommen. Die vielverzweigten Wurzeln grub man heraus. Dann wurde auch hier Getreidesamen gesät. So ward unter schweren Mähen die neue Ansiedlung geschaffen. Freudengesang scholl zum Himmel, als die Hütten fertig dastanden und das Korn aufzusprießen begann. Half, der Weise, allgemein anerkannt als Führer des Stammes, schritt an den Hütten vorbei, und überall schauten ihm fröhliche Gesichter entgegen.

(Schluß folgt.)

## Spielmannslied.

Im Frührot stand der Morgenstern  
Vor einem hellen Frühlingstag,  
Als ich, ein flüchtig Schülerkind,  
Im silbergrauen Felde lag;  
Die Wimper schwannte falterhaft,  
Und ich entschloß an Aiders Rand,  
Der Sämann kam gemach daher  
Und streute Körner aus der Hand.  
Gleich einem Fächer warf er weit  
Den Samen hin im halben Rund,  
Ein kleines Trüppchen fiel auf mich  
Und traf mir Augen, Stirn und Mund;  
Erwachend rafft' ich mich empor  
Und stand wie ein verblüffter Held,  
Vorschreitend sprach der Bauersmann:  
Was bist du für ein Ackerfeld?  
Bist du der steinig harte Grund,  
Darauf kein Sämlein wurzeln kann?  
Bist du ein schlechtes Dorngebüsch,  
Das keine Halme läßt hinan?  
Du bist wohl der gemeine Weg,  
Der wilden Vögel offener Tisch!  
Bist du nicht dies und bist nicht das,  
Am End nicht Vogel und nicht Fisch?  
Anfreundlich schien mir der Gesell  
Und drohend seiner Worte Sinn;  
Ich ging ihm aus den Augen sacht  
Und floh behend zur Schule hin.  
Dort gab der Pfarr den Unterricht  
Im Bibelbuch zur frühen Stund;  
Von Jesu Gleichnis eben sprach  
Erklärend sein beredter Mund. —  
Die Jahre schwanden und ich zog  
Als Zitherspieler durch das Land,  
Als ich in einer stillen Nacht  
Die alte Fabel wieder fand  
Vom Sämann, der den Samen warf;  
Da ward mir ein Erinnern licht,  
Ich spürte jenen Körnerwurf  
Wie Geisterhand im Angesicht.  
Was bist du für ein Ackerfeld?  
Hört' wieder ich, als wär's ein Traum;  
Ich seufzte, sann und sagte dann:  
O Mann, ich weiß es selber kaum!  
Ich bin kein Dornbusch und kein Stein  
Und auch kein fetter Weizengrund;  
Ich glaub', ich bin der offene Weg,  
Wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund.  
Da wächst kein Gras, gedeiht kein Korn,  
Statt Furchen ziehn Geleise hin  
Von harten Rädern ausgehöhlt,  
Und nackte Füße wandern drin;

Das kommt und geht, doch fällt einmal  
Ein irrend Samenkörlein drauf,  
So fliegt ein hungrig Vöglein her  
Und schwingt sich mit zum Himmel auf.  
Gottfried Keller.

o o o

## Der Tannenbaum.

Die Kinder hatten schon oft gefragt, ob sie den Tannenbaum plündern dürften, aber die Mutter wies sie jedesmal zurück mit den Worten: „Ihr wißt doch, daß Robert ihn sehen soll!“ Robert war eine Woche vor Weihnachten in den Krieg gezogen und war der Mutter einziger, lieber Sohn. Da hatte sie ihm versprochen, der Weihnachtsbaum sollte so lange stehen bleiben, bis er wieder käme. Natürlich war das ein Scherz, denn so bald kam keiner wieder aus dem Kriege, der nicht verwundet oder krank war. Es war schon Mitte Januar, hier und da fehlte schon ein Zuckerkringel oder Äpfelchen dem geschmückten Bäumchen, und die kleinen Geschwister erwarteten sehnlichst den Augenblick, wo sie, wie in früheren Jahren, sich auf die Nischereien stürzen konnten. Aber die Mutter wollte nicht nachgeben, bis endlich Gustel, die erwachsene Tochter, sie erinnerte, daß das Versprechen, den Tannenbaum für Robert stehen zu lassen, doch nur im Scherz gegeben und auch von Robert nur als Scherz aufgefaßt worden sei. Der Mutter war es, als ob sie ein Unrecht täte gegen ihren in der Ferne weisenden Sohn, der keine Weihnachtsfreude hatte; darum ließ sie nur widerstrebend geschehen, daß der Baum geplündert wurde. Robert hatte zuletzt einen kurzen Brief geschrieben, er wäre mit seinem Regiment auf der Fahrt nach dem Elsaß, wo ihnen schwere Kämpfe bevorständen. In Noyon, nicht weit von Paris, hätten sie im Schützen-graben gelegen. Um 2 Uhr nachts war Alarm gewesen; gegen 7 Uhr wären sie bereits in Diedenhofen auf deutschem Boden angelangt. Gleich ginke es weiter. Da sie anfangs nicht gewußt hätten, was der Alarm bedeutete, so hätte er fast alle seine Sachen in Noyon gelassen. Na, er müßte sehen, daß er sie später wieder bekäme. Es werde schon gut gehen! „Fröhliche Weihnachten, ihr Lieben daheim!“

Jedes von den drei kleineren Kindern erhielt ein Stück Schokolade, ein Stück Marzipan, etwas von den Nüssen, etwas von den Äpfeln. Ach, es war doch schön, den Tannenbaum zu plündern! Ein wahres Fest für die Kinder, ein neues Weihnachten! Und während

sie schmaukten, packten sie vorsichtig die nicht eßbaren Sachen in eine Kiste: die Glasfugeln und Papiersterne und den schwebenden Engel, damit alles nächsten Weihnachten zur Hand war. Dann war auch Robert wohl dabei!... Der Tannenbaum mußte seinen Platz in der Stube räumen und wurde auf den Hof gebracht. Er hatte schon Nadeln fallen lassen, darum setzte Gustel, das große Mädchen, die Stube aus. Es klingelte, es war der Briefträger. Gustel ging an die Haustür.

Die Mutter dachte sofort an Robert. Ihm war doch nichts geschehen, ihrem herzlichsten Sohn? Seit der Vater tot war, seit zwei Jahren, hatte er mit seinem Verdienst die Familie ernährt. Was sie sich doch gleich für Gedanken machte! Er hatte doch vor drei Tagen erst geschrieben. Sie nahm den Besen zur Hand, den Gustel hatte stehen lassen. Wo blieb das Mädchen? Ja, Gustel las draußen einen Brief. Was war das? Gustel lief die Treppe hinauf, ehe die Mutter sie herbeirufen konnte. Oben las Gustel den Brief noch einmal. Der Hauptmann schrieb aus dem Felde. Da stand, daß Robert im Dienste des Vaterlandes gefallen. — Robert war gefallen! Nicht in einer Schlacht. Als er im Elsaß aus der Eisenbahn gestiegen, war er mit seiner Kompagnie in eine Kirche einquartiert worden. Da schlug eine französische Granate durch das Dach, mitten unter sie. 130 Mann waren tot oder verwundet. Robert war unter den vierzig Toten. Gustel wollte den Brief verbergen. Aber wohin? Da rief schon die Mutter. Gustel steckte den Brief in die Tasche und kam die Treppe herunter. Die Mutter sah es ihrem blassen Gesicht an, daß etwas Schlimmes geschehen sei. „Den Brief?“ Er war schwarz umrandet und hatte keine Marke, ein Feldpostbrief also! „Ist er von Robert?“ — „Von dem Hauptmann!“ — „Aber Mädchen, sprich doch, schreibt er von Robert?“ Gustel nickte. Da schrie die Mutter in einem Fort, daß die Nachbarn herbeikamen: „Ich bin verloren! Ich bin verloren!“ und die Kinder hingen weinend an ihr.

Arnulf.

o o o

## Waldfischjagd.

Von J. C. Sörensen.

(Schluß.)

Aber das arme Geschöpf da draußen hat die Order nicht gehört. Das Tier vor dem Steven hat selbst gefühlt, was es heißt, müde werden, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Jetzt merkt es plötzlich, daß es die

Hälfte seiner Bürde losgeworden ist; vielleicht ist das unbarmherzige Tier, das ihm seine Klauen in den Leib geschlagen hat, auch müde geworden. Der Walfisch ist matt, abgaskert, aber er meint die Rettung zu sehen. Er raßt sich zum letzten Male auf, sammelt all die kleinen Restchen seiner Kraft, die sein großer Körper etwa noch enthält.

Er geht wieder vorwärts, o, lieber Gott, was für ein jämmerlicher Anblick. Er baumelt und schwankt. Das Boot läßt sich gutmütig schleppen, von der Schraube her ertönt ein neuer Laut, fast als ob sie lache. Dann ist Schluß. Der große Kolos draußen sinkt zusammen wie ein Lappen.

Und das Spill beginnt zu arbeiten. Das große eiserne Rad bewegt sich langsam herum, holt Faden auf Faden des Tauses herein, während die eisernen Zähne der Räder rasseln und klappern. Der Walfisch wird geschleppt, das große prächtige Tier wird Faden für Faden zum Boote herangeholt. Es schlägt mit dem Schwanz draußen, es pufset beleidigt und schielt hie und da zum Boote zurück, als wolle es nicht glauben, daß es wahr sei.

Der Walfisch ist morsch und müde wie ein Pferd, das man müde geritten hat. Immer wieder erhebt er den Schwanz gegen das Boot wie in gerechtem, aber ohnmächtigem Protest.

Faden für Faden wird die Trosse über den Steven und das Spill hinaufgeholt. Der Schütze steht weit draußen und dirigiert. Sein Blick ruht auf dem Tiere, das näher gleitet, stets mit dem Schwanz nach vorn. Er erhebt die Hand, wenn angezogen werden soll, und senkt sie, wenn das Spill stehen soll.

„Stopp.“ sagt er und springt von der Plattform hinab. Die Trosse wird festgemacht, und der Schütze geht nach Achter. Zwei Mann haben die Tawe gelöst, mit denen der Prahm in seinen Davits aufgehängt ist. Ein dritter liegt auf den Knien auf Deck und hämmert an der Lanze.

„Laß den Prahm los,“ sagt der Schütze. Und das Fahrzeug plumpst ins Wasser. Die beiden Männer springen in die Zolle hinein, lösen die Tawe und ergreifen die Ruder.

Der Schütze zieht die Stiefel aus, wirft die Jacke ab, ergreift die Lanze und folgt ihnen. „Abstoßen,“ sagt er, und der Prahm rudert rasch davon, um den Wal völlig umzubringen.

Der Walfisch wird gelangt.

Der Wal taucht draußen auf und ab, zwecklos, geisteschwach. Gequält und stöhnend wälzt er sich, ein eingeschüchtertes, erschöpftes, gebundenes Tier.

Das Boot nähert sich schnell, es hat keine hundert Faden zu rudern. Die beiden Männer arbeiten gewaltig an ihren Rudern, um ihre Mannheit so recht zu zeigen, denn drinnen auf dem Schiff steht die übrige Mannschaft und verfolgt gespannt die Fahrt des Lichters.

Ein paar Minuten verstreichen, die Prahm rudert davon. Denn das kleine flache Schiffchen, das eigentlich einem großen Holzschuh gleicht und sich kaum halten kann, ruzert wirklich aus, um mit dem Walfisch anzubinden.

Das Kunststück ist noch dazu nicht so schwer. Es ist die alte Geschichte von David und Goliath. David mit der Schleuder und dem Stein, und Goliath mit der dicken, dummen, prahlerischen Stirn.

Steh David, wie er da im Achtersteven des Bootes steht! Nicht David, wie ihn die biblische Geschichte abbildet, rein gewaschen, gesalbt und pomadisiert und mit Messinghelm und goldenen Locken. Nein, ein moderner David, der sich einen ganzen Monat nicht gewaschen hat, ein alter, krummbeiniger David mit Hängebauch und in blaugestreiften Strümpfen, die trangesättigten Hosen sitzen so fest, als wären sie eine äußere beschützende Speckschicht. Auf dem Kopf trägt er eine eingestürzte Mütze von Wappe und Zeug.

Aber dem Nacken hielt dieser moderne David nicht die Schleuder, sondern die Lanze, eine lange alte Holzstange, an die eine zwei Ellen lange, dünne Stange aus Schmiedeeisen befestigt ist, deren äußerste Spitze in ein kleines, schlaffes Spießblatt endigt. Von der Mitte des Schaftes hängt eine Schnur auf den Boden des Bootes hinab. Dies ist die Lanze, dies ist die Waffe, und eine genau ebenso lächerliche Waffe einem Wal gegenüber, wie eine Schleuder einem Goliath gegenüber.

Und dieses Eisen, diese alte rostige und wurmfressige, verbogene und verkümmerte Lanze hält er in beiden Händen über dem Nacken empor, in genau derselben Stellung, wie er ne jedes einzige Mal gehalten hat, wenn er hier in diesem Boot stand, um einen Walfisch zu lanzen.

Der Mann müßte in Eisen gegossen werden, daß er über dem ganzen Leibe rollen könnte, und auf einem großen, menschenerfüllten Markt aufgestellt werden, damit jedermann sehen kann, wie David sich im Laufe der Zeiten verändert und was für ein Aussehen er allmählich bekommen hat. Aber leider, das Bild wäre nur unvollständig, wie alle Bilder. Die Lanze könnte ja aufgehängt werden, wie sie ist, aber die beste

Kunst würde den Glanz auf den Hosen des Schützen und den Strom des Blutes unter seiner Haut nicht wiedergeben können, ebenso wenig den erstaunlichen Geruch, den der Mann an sich hat.

Denn er riecht übel, geradeheraus gesagt übel. Tran und Fett, Speck und Blut haben seine Kleider durchsickert und sind in den Poren ranzig geworden. Es ist das Blut vieler Walfische, das von dem Manne emporsteigt wie ein schwacher Opfergeruch und um Rache zum Himmel schreit.

Der Prahm ist neben dem Walfisch angelangt und kann so langsam daran denken, den Kampf mit den traurigen Resten des Riesentieres in der Nähe aufzunehmen.

Aber der Walfisch gibt es auf. Er hat gelegen und sich mit diesem fürchterlichen Feinde dahinten herumgequält, der ihn ständig mit seinen unbegreiflich langen Eisenklauen festgehalten hat; jetzt kommt hier noch einer dazu. Das große Tier sieht gar nicht, wie klein das Boot ist; es fühlt nur, daß sich ihm derselbe Feind von vorn nähert, derselbe fürchterliche Feind, mit dem es in diesen zwei Stunden gekämpft hat. Das Tier sieht nicht, daß sich ein kleines, dünnes, schwächliches und kraftloses Ding nähert. Bis in die innersten Wurzeln seiner Seele gemartert, beeilt es sich nur zu entkommen, oder richtiger: versucht sich zu beeilen.

Denn es kommt nicht vorwärts; das Schiff draußen hält es fest wie ein in die See gerammter Spannpflock. Dann wirft das erschreckte Tier sich auf die Seite und beginnt rings um das Schiff, das unerschütterlich fest draußen in der See liegt, Karussell zu fahren.

Der Schütze flucht und ermahnt. Die beiden Mann ziehen die Ruder hoch, und der Prahm ist neben dem Wal. Schnell schwenkt das kleine Fahrzeug herum und streicht den letzten Faden an das Tier heran, mit dem Achterende nach vorn.

„Stopp,“ sagt der Schütze, jagt die Lanze dem Walfisch in die Seite und bohrt sie blitzschnell tiefer und tiefer in den sinkenden Körper. Dann ist der Wal untergetaucht. Der Schütze reißt die Lanze mit einem raschen Griff an der Schnur zurück, und die Felle rudert vorwärts, um auf den Walfisch zu stoßen, wenn er sich wieder zeigt.

Der Schütze steht auf dem Achterrost und starrt in das Wasser hinab, während er die Bewegungen des Prahms mit leisen, kurzen Ordnern dirigiert. Es gilt, den Walfisch im

Auge zu behalten, er taucht wohl bald auf. Das Boot muß so angebracht werden, daß es hart neben dem Wal liegt und doch nicht so nahe, daß das Tier es bei seinem Aufstieg kentern kann.

Drinne auf dem Schiff stehen die Leute mit den Händen in den Hosentaschen und genießen den Anblick des Wales, der an seiner Leine herumjagt wie eine durchgehende Kuh, und des Bootes, das neben ihm davon eilt. Wenn er unten ist, eilt das Boot schleunigst weiter, und sobald er auftaucht, ist der Schütze mit der Lanze da.

Einmal übers andere bohrt er ihm das Eisen in die Seite, dazu sind Achtsamkeit und Vorsicht erforderlich. Das Boot liegt schwer im Wasser, und der Wellenschlag muß scharf beobachtet werden, damit es nicht auf den Bal stößt und kentert.

Einmal übers andere taucht der Kopf des Tieres neben dem Boot auf, hier, in einem Abstand von ein oder zwei Faden mächtig anzusehen. Dann wird der Strahl mit einem langen, klagenden Stöhnen herausgeschleudert, und der Körper hebt sich und entblößt sich mehr und mehr. Es sieht aus, als ob eine Insel aus dem Meer emporliege, als ob ein Festland dort wüchse. Fest und sicher hebt sich der Rücken, dann platzt der Schütze mit der Lanze in den Speck und bohrt sie mit aller Gewalt tiefer hinein, entert gleichsam die Stange entlang, während es sinkt. Dann geht der Wal unter, sinkt, langsam wie er stieg, die mächtige Schwanzflosse schwebteinen Augenblick vor dem Boot in der Luft, macht ein paar Schläge, die gegen die Meeresfläche dröhnen, und das Tier ist verschwunden.

Der achtzig Fuß lange Wal ist im Verhältnis zum Boot so kolossal, daß jedesmal ein Unglück bevorzuziehen scheint. Jede zufällige Bewegung der Flosse erscheint, in einem Abstand von nur ein bis zwei Fuß, gewaltig und unnatürlich. Und dieser Rundtanz nimmt und nimmt kein Ende. Sie können gar nicht unterscheiden, wie weit sie gefahren sind, denn das Land ist nicht zu sehen, jetzt, da es dunkelt und das Schiff drinnen ständig fest in der See steht, ihnen den Steven zuwendend.

Aber nun geht es auch zu Ende. Es ist, als ob das Tier nicht mehr unter Wasser bleiben könne, so gequält und ermattet ist es. Es liegt und sinkt und steigt in der Wasserfläche, ohne in die Tiefe, ohne in die Höhe kommen zu können. Sein Schwanz liegt kraftlos achterwärts wie ein Lappen. Es stöhnt und pustet, ununterbrochen und athmatisch.

Es ahnt nicht mehr, wo es ist. Drei Stunden lang hat es einen hoffnungslosen Kampf gekämpft gegen ein Tier, das nicht müde werden kann, ein Wesen, das sich Schicksalsrechte genommen hat und es trifft wie ein Schicksal. Drei Stunden lang hat die Harpune in seinen Eingeweiden genagt wie ein gefräßiges unerfältliches Tier.

Und der Wal ist in der Zeit flug geworden. Er hat entdeckt, daß er nicht mehr frei ist und daß er kein Tier mehr ist. Der Himmel entschwand ihm. Das Meer wurde zunichte. Es existiert weiter nichts auf der Welt, als diese unleidliche Qual in seinen Eingeweiden, und dann die Kraftlosigkeit, die zunimmt, als ob das Tier drinnen, das ihn festhält, ihm langsam die Kraft aussaugt.

Da hat der Schütze das Glück, das Herz des Tieres zu treffen. Im selben Augenblick schießt das Blut in einem dicken dampfenden Strahl durch das Blasloch, der in großen geronnenen Tropfen über den entblößten Rücken des Tieres herabfällt und über die Gesichter der drei Männer peitscht. Das Boot rudert schnell fort, zum Schiffe zurück. Einen Augenblick liegt der Wal Fisch fast still im Wasser und bläst Blutwolke auf Blutwolke zum Himmel empor. Es ist, als ob das Herz mit jedem Schlage, den es macht, dem Tiere Blut auspumpt. Dieses Blut zerstreut sich über das Meer wie ein Regen und wird aufgelöst. Dann rafft das Riesentier sich zu der letzten großen Abrechnung mit der Natur auf, sammelt seine letzte Kraft zu dem hoffnungslosen Kampf mit dem Tode.

Der mächtige Schwanz erhebt sich hoch über dem Meere und fällt zurück mit einem Dröhnen so laut wie ein Kanonenschuß. Wassermassen werden in die Höhe geschleudert, fallen herab und werden wieder emporgeschleudert, höher als zuvor. Einen Augenblick lang wird das Meer zu Schaum gepeitscht, während Schuß auf Schuß ertönt. Das Tier selbst ist nicht mehr zu sehen, es verbirgt schamhaft seinen letzten Schmerz in wirbelnde Wassermengen.

Dann ertönt das letzte Krachen, und das Meer sinkt wieder zur Ruhe, aber noch lange fließen Schaum und Dünung unter dem Boot zusammen. Das Meer ist wie vorher, der Himmel ist wie immer. Der Wal liegt gestertert draußen mit dem Bauch nach oben. Friedlich und willenlos wiegt der weiße Bauch sich auf dem Meere, die Leiche wird von den hohen Wellen, die der Todeskampf des Tieres geschaffen hat, auf und ab geschaukelt.

Das Menschengeschlecht, das gefräßige, intelligente Menschengeschlecht, ist um ein paar Duzend Tonnen Tran reicher. Und die größte und wunderbarste Tiergattung ist ihrer Ausrottung um eine Stufe näher.

o o o

## Ha-tsch! Ha-tsch!

Von A. E. Bonser.

Die Hochzeitstafel war aufs herrlichste gedeckt, die Gäste waren versammelt und alles harrte auf das Erscheinen der Prinzessin-Braut. Lautlose Stille herrschte, als sie eintrat und nach allen Seiten hin grüßend nickte. Im gleichen Augenblick aber, als sie sich neben ihren jungen Gemahl an den Tisch setzen wollte, mußte sie niesen: Ha-tsch! Ha-tsch! Nun mußte doch damals jeder wohlgezogene Mensch, daß wenn ein anderer nieset, man sofort zu rufen hat: „Wohl bekomms!“ Unglückseligerweise aber vergaßen der Prinz wie auch der gesamte Hofstaat darauf, und so konnte es geschehen, daß eine alte Heze, die lange schon auf die Gelegenheit lauerte, der Prinzessin Böses anzutun, in Gestalt eines Raben erschien und krächzte:

„Schöne Prinzessin, gedenkt wohl mein:  
Denn von nun ab wird es sein:  
Du wirst sprechen was und wie,  
Immer wird daraus: ha-tsch!  
Bis erst etwas Scharfes dann  
Dich davon erlösen kann,  
Ich sag nicht wann und wie,  
Von dem ha-tsch, ha-tsch!“

Darauf krächzte sie dreimal und flog weg. Als nun der Prinz der Prinzessin den Hochzeitstuchen reichte und fragte: „Teuerste, willst du nicht ein Stückchen davon nehmen?“ antwortete die Prinzessin: „Ha-tsch!“. Denn etwas anderes konnte die Arme nach der schrecklichen Verwünschung nicht hervorbringen. Voll Schrecken und Entsetzen lief der Prinz zu seiner Patin, die eine sehr weise Frau war, um ihr zu erzählen, was sich zugetragen hatte, und sie um ihren Rat zu bitten. Die Patin überlegte eine Weile, dann sprach sie:

„Die Prinzessin kann nur genesen  
Durch Pfefferkörner, die  
Leo Lieser hat ausgelesen.“

Alsogleich zog der Prinz aus, Leo Lieser zu suchen, um von ihm Pfefferkörner zu erbitten.

Das erste Haus, zu dem er kam, war das des Kräuterträmers, der Kräuter kramte. Zu ihm sprach der Prinz: „Kannst du mir etwas sagen über Leo Lieser oder über die berühmten

Pfefferkörner, die er ausgelesen hat?" Der Kräuternämer antwortete: „Freilich weiß ich etwas von Leo Lieser und seinen Pfefferkörnern, denn ich war es, der die Kräuter kramte, aus denen er die Krämer auslas. Aber das ist schon sehr, sehr lange her.“ Dann suchte er ein großes Linschreibebuch hervor, sah Seite für Seite durch und rief plötzlich: „Ja, da hab' ich's: Am 27. November nullhundertundelfzehn einen großen Sack Pfeffer gelendet an Leo Lieser. Was ich dafür bekam, das kann ich heute nicht mehr sagen. Er wurde in das Geschäft des Herrn Leo Lieser geschickt, irgendwo dort im Westen. Aber der arme Leo Lieser ist längst tot, und von seinem Geschäft habe ich nichts mehr gehört. Du wirst besser tun, dich weiter im Westen nach ihm zu erkundigen.“

Der Prinz eilte in der angegebenen Richtung weiter. Die Gegend war recht einsam, und er mußte lange wandern, bis er zum nächsten Haus kam, an dessen Tür auf einem Messingchild stand: „G. Eingang.“ „Eingang“, sagte nachdenklich der Prinz. „Der Name kommt mir so bekannt vor. O, ich weiß schon. Das ist der Herr Eingang, dem sein heißgeliebter Affe mit dem abgehackten Schwanz abhanden gekommen ist. Vielleicht weiß er etwas über die gesuchten Pfefferkörner.“

Herr Eingang saß in seinem Aussichtsturm und spähte mit dem Fernglas ängstlich nach seinem heißgeliebten Affen aus. Als der Prinz an der Tür klopfte und klingelte, kam er sofort herab und fragte: „Bist du nicht am Weg meinem Affen mit dem abgehackten Schwanz begegnet?“

„Bedauere sehr“, sagte der Prinz, „ich habe deinen Affen nicht gesehen. Aber kannst du mir vielleicht sagen, wo ich Pfefferkörner finde, die Leo Lieser ausgelesen hat?“

Eingang öffnete einen Wandschrank und nahm aus einer Blechbüchse sechs Pfefferkörner. „Nimm sie“, sagte er, „es sind einige der berühmten Pfefferkörner und waren meinem lieben armen Affen zugehört. Nimm sie hin.“ Wiederholte Eingang mit einem schweren Seufzer, „ich kann ihren Anblick nicht ertragen, sie erinnern mich zu lebhaft an den geliebten Verschwindenen.“

Ein halbes Duzend der erlesenen Pfefferkörner, das war ein glücklicher Anfang!

Gegen Abend prkonn der Prinz einen Hügel, und als er auf der anderen Seite herabsteigen wollte, begegnete er drei Kröten, die so müde waren, daß sie sich kaum bewegen konnten.

„Bitte, mein Herr“, sagte eine von ihnen, „können Sie uns den Weg nach dem nächsten Sumpf zeigen?“

„Zawohl!“, entgegnete der Prinz, „der liegt auf der anderen Seite, geradeaus. Darf ich fragen, mit wem ich das Vergnügen habe?“

„Bitte sehr“, sagte die Kröte mit einem Seufzer. „Wir sind drei müde Kröten, die sich bemühen, bis zum nächsten Sumpf zu kriechen.“

„Ihr seht allerdings sehr müde aus“, meinte der Prinz.

„Und wir sind schrecklich hungrig“, sprach die Kröte weiter. Wir haben wohl jede ein wertvolles Pfefferkorn, das ein sehr gutes Mittel gegen Müdigkeit sein soll, aber wir können die Körner nicht essen, weil sie viel zu hart sind. Es sind etliche der berühmten Pfefferkörner des Leo Lieser, von dem Sie sicherlich schon gehört haben.“

Der Prinz zog eine Handvoll Schokoladepätzchen aus der Tasche, hielt sie den Kröten hin und sagte: „Wollt ihr dagegen eure Körner eintauschen?“

„Gerne, wie gerne! Hurra!“ schrien die Kröten durcheinander und sprangen trotz ihrer Müdigkeit vor Freude hoch in die Luft. Nun hatte der Prinz schon neun der gesuchten Pfefferkörner. (Schluß folgt.)

o o o

## Die Meise.

Kopfüber, kopfunter, zweigab und zweigauf!  
Ein lustiges kleines Ding,  
Und immer geschwätzig und flink,  
Und immer obenauf!

Denn ob die ganze Welt vereist,  
Sie findet den Tisch gedeckt:  
Hier wird ein Körnchen geschleckt  
Und dort ein Püppchen verpeist.

„Zizidä, zizidä! Der Frühling ist da!“  
So ruft sie im knospenden Wald,  
Und wehn auch die Winde noch kalt:  
Sie weiß es, glaubt es nur ja!

Sie hat in das Herz der Knospe gesehen,  
In die Wiege von Blume und Grün,  
Sie weiß: Bald wird es nun blühn  
Und die Welt in Beilichen stehn.

Heinrich Selbel.

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Betlin (Bundel), Wilhelmstraße,  
Post-Ferienhaus bei Stuttgart.

Verlag u. Verlag J. S. Z. B. T. G. M. B. H. Stuttgart.